

Gunter Hofmann

### Polen und Deutsche

#### Schuld und Sühne – Stolz und Vorurteil

*Auf dem Weg zur wirklichen europäischen Einheit kommt es besonders auf die weitere deutsch-polnische Annäherung an. Nur durch Verständigungsdiskurse, die die historischen Schwierigkeiten der Verhältnisse ansprechen, kann Vertrauen wachsen.*

Nicht weiter verwunderlich sei es, dass ausgerechnet die Kriegsgeneration Versöhnungsversuche wagte. Das gelte auch für ihn, hat Richard von Weizsäcker in einem Interview mit *Polityka* gesagt. Der Interviewer übrigens war Adam Krzeminski. Seine »wahre Heimat« sei die Kammer für

derjenigen Soldaten, die in Polen einmarschierten. Am 2. September fiel – dreihundert Meter von mir – in der Tucheler Heide mein älterer Bruder. Ich habe ihn eigenhändig begraben. Dann musste ich weiter. Wir waren 18 bis 19 Jahre alt, und wir wussten nicht allzu gut, wie es zu diesem Krieg gekommen war.«

**Gunter Hofmann**

(\*1942) leitet das Berliner Büro  
der Zeit.



hofmann@zeit.de

Öffentliche Verantwortung gewesen. Be-teiligt war diese Generation an dem Ein-marsch und der Okkupation. Sie habe grö-ßere Probleme zu bewältigen gehabt. Alles danach habe »unter dem Zeichen eines au-thentischen Kriegsschocks gestanden«. Da-gegen, so Richard von Weizsäcker, »über-nehmen die Nachgeborenen manchmal nur fremde Biografien«. »Das Gebot mei-ner Generation war eine schrittweise Hei-lung der Narben ... Der Idee der Europä-ischen Gemeinschaft lag die große Hoff-nung zugrunde, aus der schrecklichen Ver-gangenheit zu lernen. Doch im Kalten Krieg war das nur in Westeuropa möglich ... Wie Sie wissen, war ich im September einer

Zu den Nachgeborenen zählen Adam Krzeminski und auch ich. Zwangsläufig betrachtet man Polen und Deutschland da-mit wieder aus einer anderen Perspektive, aus anderen Perspektiven. Und Auschwitz beispielsweise hatte aus unserem deut-schen Blickwinkel eine solche Dimension, dass darüber Polen – nein, nicht vergessen, aber beinahe relativiert wurde. Aber, dass auch wir eine Art Verständigungsdiskurs führen müssten, wenn auch ohne den »au-thentischen Kriegsschock«, ergab sich für die »Nachgeborenen« zwangsläufig. Die Ära Kaczynski hat auf Anderes Wert gelegt, sie hat nach der Erfolgsgeschichte der Kon-senspolitik eine Art polnischer Stunde Null erzwingen wollen – Adam Krzeminski skizziert diese Atmosphäre des »Henkens« und der nachgeholtten Revolution –, wäh-rend wir eine »Stunde Null« nicht hatten, sondern die Republik in permanenten Selbstverständigungskonflikten entstand. Was Polen angeht, ist die Revolution abge-blasen, wenn es sich nicht so verhält wie mit den Waldbränden in Kalifornien, die – kaum gelöscht – immer wiederkehren.

Das Buch sollte jeweils in Polnisch und Deutsch erscheinen mit Bildern und Texten aus Polen und Deutschland. Es bot die Chance, dass wir etwas gemeinsam machen, nämlich aufzuzeichnen, wie wir uns jeweils dem Nachbarn angenähert haben. Als »Projekt« war da nichts geplant, wir bildeten auch keine »Interessengemeinschaft«.

Es wird immer gesagt, das Verhältnis zwischen Polen und Deutschland sei »asymmetrisch«, die Deutschen würden Polen nicht seiner selbst wegen anerkennen, während Polen, wiewohl Opfer, das Verhältnis zum Nachbarn Deutschland notgedrungen als »existenziell« empfinde. Peter Bender hat in einer seiner wunderbaren Metaphern ein weiteres Missverhältnis beschrieben, das diese Asymmetrie noch befördert: Sowohl die Polen als auch die Deutschen blickten nach Westen, nur drehten die Deutschen den Polen damit erneut den Rücken zu. Adam Krzeminski würde sagen: Wir *mussten* uns mit euch befassen, und das sagt er nicht nur als Lehrersohn, der im ehemaligen Breslau auf-

wächst. Der polnische Abiturient, so schildert er das, *musste* also notgedrungen deutsche Geschichte pauken, »weil sie die polnische existenziell mitbestimmte«. Wir hingegen, so sein Argument, *können* uns mit Polen befassen. Wenn ich Adam Krzeminski richtig verstehe, war Deutschland für Polen immer ein unmittelbares Problem. Selbst in dem Feindbild vom Tätervolk – das wir ja waren –, mit dem man sich nicht versöhnen dürfe – selbst Brandts Kniefall galt dann noch als Täuschungsmanöver –, selbst in dem Feindbild also reflektierte sich noch diese Unmittelbarkeit. Darin steckt, dass Polen für uns sozusagen ein »Luxusproblem« gewesen sei. Asymmetrie eben!

Es gibt aber auch eine andere Asymmetrie, und so habe ich es zunehmend empfunden. Richtig: Wir in der Bundesrepublik haben zu lange gebraucht, um Polen als Polen ernst zu nehmen. Wir haben uns mit den Eltern auseinandergesetzt wegen des richtigen Verhältnisses zu Polen. Ich fand seit langem aber, das Prä der Polen

wiederum sei gerade, dass sie uns ernster nehmen und besser kennen als wir sie. Davon konnte man lernen. Nicht nur in Polen, von Ostmitteleuropäern oft generell. Wir unsererseits hatten zu Polen in der Regel ein abgeleitetes Verhältnis. Es stand nicht nur die Mauer, der Vorhang, Jalta, dazwischen, sondern die Vergangenheit. Meine Generation der Nachgeborenen, brauchte sehr lange, um das reale Polen zu entdecken, man wollte ja erst der eigenen Elterngeneration abverlangen, dass sie sich anständig zu ihrer Vergangenheit verhält. Brandt machte das mit dem Kniefall, 1970. Richard von Weizsäcker machte das in der Kirche und, indem er die Ostpolitik und insbesondere den Warschauer Vertrag mittrug. Helmut Kohl machte das – sage ich für mich – *nicht*, weil er sich von Anfang an über Jahrzehnte und über 1989 hinaus gegen die endgültige Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze wehrte und sich 1990 weigerte, den Grenzvertrag zu unterzeichnen – Genscher musste das machen.

### **Gemeinsamer Wechsel des Kulturcodes**

Dieses abgeleitete Verhältnis hat Günter Grass wunderbar ironisch in der *Blechtrommel* aufgespießt in dem berühmten Kapitel aus der polnischen Post, in der sich der Blechtrommler Oskar verbirgt und seine Trommel vor den Gewehr- und Kanonensalven unter liegendebliebenen Briefen schützt. »Was hatte meine Trommel mit dem Blute Polens gemeinsam? ... Langsam setzte sich in mir der Gedanke fest: Es geht gar nicht um Polen, es geht um mein verborgenes Blech«.

»Zunächst führte der Weg in die andere Richtung«, schreibt Adam Krzeminski. Ein junges Ehepaar, seine Eltern, brach 1944 nach Osten auf, als sowjetische Panzer die Weichsel südlich von Warschau erreichten. Sie landeten jedoch – gewarnt vor der Roten Armee – in Breslau, und Adam Krzeminski

beschreibt, was das hieß, als Pole, als Schüler in Breslau, auf ehemaligem deutschem Boden, mit vielen deutschen Relikten, aufzuwachsen und begreifen zu – *müssen*. Das war ein existenzielles Problem.

Das bringt mich zurück zur Bedeutung der ewigen Grenzfrage, die heute die Zentrumsfrage ist. Mehr noch: Adam Krzeminski erinnert im Buch auch daran, dass die Sowjetunion 1955 diplomatische Beziehungen zur Bundesrepublik auch ohne Grenzankennung wollte. »Wenn Polen bei Regen nicht ohne Schirm bleiben wollte, dann musste es vom ›richtigen‹ Deutschland im Westen, in seinen Grenzen anerkannt werden. Das war die ›deutsche Frage‹ Nachkriegspolens.« Wir, im Westen, haben das ähnlich zu sehen gelernt, und dabei hat ein Teil der »Eliten«, Marion Gräfin Dönhoff beispielsweise in der *Zeit*, die Augen geöffnet, wenn auch aus anderen Gründen als die Polen.

Ich glaube nicht einmal die auf den ersten Blick plausible Billigerklärung, die auf eine fast peinliche Bankrotterklärung von Politik hinausläuft, zu der Helmut Kohl sich in seinem jüngsten, dritten Erinnerungsbuch bekennt: Dass er nie Zweifel in der Grenzfrage gehegt habe, aber zwei Drittel der Vertriebenen seien nun einmal Unionswähler gewesen, und er habe die Mehrheit für seine Partei nicht aufs Spiel setzen wollen – zumal sie die Einheit wollte, die anderen nicht. Das sei der wahre Patriotismus gewesen. Unterstellt wird, wer in der Grenzfrage anders dachte, war »unpatriotisch«. Eine abenteuerliche These und geschichtsklitternd obendrein: In ihr versteckt sich das Ressentiment, es wäre eben doch Vaterlandsverrat gewesen, die Grenze als Vorleistung ohne Friedensvertrag anzuerkennen. Das »existenzielle« Interesse Polens anzuerkennen, war nicht »patriotisch«, in Kohls Sprache? Abgestritten wird damit auch, dass die Politik des Ausgleichs und der Versöhnung ihren Beitrag zur europäischen Einheit geleistet hat. Subversiv, wenn man so will. Letztlich ver-

barg sich in der Grenz-Debatte, was nie ausgesprochen werden sollte, dass die große Leistung der Ostpolitik, die Verantwortung für das Geschehene zu übernehmen und die Folgen zu akzeptieren, von einigen nicht voll akzeptiert wurde. Anerkennung der Grenze, meine ich heute, war auch eine Chiffre für Anerkennung der moralischen Verhältnisse – der Kriegsursachen, der Täter- und Opferrollen, mit den Vertreibungen als Folge. Aber auch: Chiffre für die Anerkennung Polens als Polen, um seiner selbst willen. Mit dem »sichtbaren Zeichen« verhält es sich ähnlich. Es steckt jeweils mehr dahinter als ein bisschen Rücksicht auf Funktionäre und Wahlen. Kohl wollte nie »Verzichtkanzler« sein.

Was die andere Asymmetrie angeht, noch ein kleiner Hinweis. Wir vergeben und bitten um Vergebung, haben 1965 Polens katholische Bischöfe formuliert; die deutsche Evangelische Kirche, nicht die Katholische, ging darauf ein und erkannte die moralische – auch politisch couragierte – Größe dieser Erklärung an. In der *Solidarność* setzte sich dann gegen die Orthodoxie die Auffassung durch, man könne nicht festklammern an einem geteilten Deutschland, weil nur das schwach und kontrollierbar sei; nein, ein geeintes Deutschland liege im Interesse Polens. Also reihte sich, Adam Krzemiński zufolge, 1989 Polen nicht in die »Verzögerungsfront«. Und: Damit wurde die Bundesrepublik, nicht Amerika, »Hauptbezugspunkt« für die Polen in der Außenpolitik nach dem Motto: »Polens Weg nach Europa führt über Deutschland«. Das neue Polen gab nach der Wendezeit trotz der Grenzfrage den Deutschen einen Vertrauensvorschuss. »Das war die intelligenteste Provokation, die man sich denken konnte.« Darin setzte sich die Linie der Bischöfe fort. Asymmetrie, so bemessen, fällt zugunsten Polens aus. Im Kaczyński-Polen wurde das auf den Kopf gestellt – aus dem Vertrauen wurde wieder verordnetes Misstrauen, Gift nach innen und außen, und das hatte überhaupt keine politisch-

moralische Sprengkraft. In der Phase mit den Zwillingen an der Spitze, hat es Polen den Deutschen zu leicht und sich selbst zu schwer gemacht. Deshalb wird es jetzt – sagen wir in Sachen *Berlinka* oder *Preußische Treuhand* vor dem Europäischen Gerichtshof – auch darauf ankommen, dass Berlin nicht zu deutsch denkt, sondern den Neuanfang mit Warschau gemeinsam nutzt. Die Berufung der *Stiftung Preußischer Kulturbesitz* auf die deutschen Kulturgüter als identitätstiftende Ikonen, die uns zustünden, ist noch keine solche Neuanfangspolitik.

Seit 1989 sei es um einen »Wechsel des Kulturcodes« in Polen gegangen, greift Adam Krzemiński ein Schlüsselargument aus der polnischen Debatte auf. Polen habe den Wechsel aus eigener Kraft betreiben und sich vom Vergangenheitsballast befreien müssen, während die Deutschen von den Siegermächten »umerzogen« worden seien und von ihnen die »Lizenz für Demokratie« bekamen. Okay. Das Wort vom »Wechsel des Kulturcodes« kann man nun wieder nach vorne wenden, und das könnten die europäischen Nachbarn, Polen und Deutschland, gemeinsam machen.

Sind Verständigungsdiskurse rückwärtsgewandt? Nein, es geht um Zeitverhältnisse. Wenn es nach uns ginge, würde der Verständigungsdiskurs künftig also davon handeln, was wir Nachbarn gemeinsam in Europa einzubringen haben. Als Duo, wie Frankreich und Deutschland, in Europa. Vielleicht auch, Sarkozy mal beiseite, als Trio. *Europe first* wäre das Motto. Polen und Deutschland jedenfalls, das ist immer noch ein unentfaltetes Projekt.

*(Dies ist die überarbeitete Fassung einer Rede, die der Autor in Berlin am 6. Dezember 2007 im Französischen Dom gehalten hat. Anlass war die Vorstellung des Buches Schuld & Sühne – Stolz & Vorurteil. Polen und Deutsche, welches im Oktober in der Edition Fototapeta erschienen ist. Die Autoren sind Gunter Hofmann, Adam Krzemiński, Dirk Reinartz und Lukas Trzcinski.)*